



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wolff, Alfred: Die heutige Soldatensprache - ein Vorschlag zu ihrer
Sammlung

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die heutige Soldatensprache — ein Vorschlag zu ihrer Sammlung

Von Oberlehrer Dr. Alfred Wolff



ereinzelt, gelegentlich, so wie sie aus einem Feldpostbrief hervorsprudeln, als Hör- und Sehenswürdigkeit erwähnt oder wegen ihrer schlagkräftigen Treffsicherheit allgemein bekannt werden, tauchen in der Öffentlichkeit Worte auf, mit denen die schaffende Phantasie unserer Soldaten die deutsche Sprache wirkungsvoll bereichert hat.

Aus einer Befinnung und Zeit geboren, ein bleibendes Zeugnis für die gestaltende Kraft schöpferischen Volksgeistes, geben diese Um- und Neubildungen die Eindrücke wieder, die der Soldat empfängt und gestaltet: ein seelisch hochgesteigter, einmaliger Zustand der Geschichte wird im Worte aufgefangen; unbewußt, aber darum um so bedeutungsvoller werden diese Ausdrücke der Soldatensprache ein kriegsgeschichtliches Dokument ersten Ranges für Mitwelt und Forscher, in dem sich Stimmungen, Situationen, Gefühle und Bedürfnisse niederschlagen. Wie kleine Steinchen eines Mosaiks stehen die Worte da, ein wundervoll treues Abbild vom Leben und Weben einer großen Zeit; das Mosaik zusammensetzen, daß daraus die Einheit von Sprache und Befinnung hervorleuchte, oder, ohne Bild gesprochen, diese Worte der Soldatensprache zu sammeln, in Forschung und Darstellung in den großen Rahmen deutscher Entwicklung einzuspinnen, scheint mir lockende, lohnende Aufgabe und eine Ehrenpflicht, die die Wissenschaft daheim den Menschen im Felde abstatte könnte und müßte.

Aber es wäre halt- und grundloser Hochmut, wenn eine solche Aufgabe nur von Fachgelehrten unternommen würde; ihre Sache sei die Verarbeitung, die Sammlung Aufgabe der Allgemeinheit, der ja die Träger und Schöpfer dieser Sprache angehören; die Zusammenarbeit aber, die Annäherung von Wissenschaft und Öffentlichkeit müßte eine für diesen Zweck geschaffene Organisation in die Wege leiten, für deren Leitung etwa die deutsche Kommission der Berliner Akademie der Wissenschaften oder sonst eine amtliche oder private, wissenschaftliche Vereinigung in Betracht käme. Sie müßte sprachlich geschulte Hilfskräfte, entweder jetzt schon oder sicher im Frieden, zur Verfügung haben, die über das Grammatische

hinaus feinfühliges Verständnis für die Regungen der Volksseele besitzen, die nicht nur das Ziel eines Lexikon oder Thesaurus oder nur eine Vorarbeit ins Auge fassen, sondern die Soldatensprache als Ausdrucksformen des deutschen Geistes verstehen und verständlich machen. Eine solche Organisation müßte zugleich Fühlung genug mit dem Leben und mit der Presse, sowie wissenschaftliche und sonstige Autorität haben, um diese Aufgabe nicht nur anzupacken, sondern auch vorwärts und fertig zu bringen. Sie müßte oben zugespitzt und einheitlich zentralisiert, unten aber so breit und tief wie möglich in der Masse verankert sein, durch Aufsätze und Aufrufe die Mitarbeit der Menschen da draußen und in der Heimat erzielen und so ein Werk schaffen, das noch im verblaßten Einzelwort den Rhythmus des Krieges, den funkelnden Glanz hoher Gesinnung und die Hingerissenheit einer Generation spüren läßt.

So aufgebaut atmet eine solche „Sammlung der Soldatensprache“ den Geist der Zeit, aus der sie Daseinsberechtigung, ja Notwendigkeit schöpft. Ihre Worte und Werte aber wie ihre literarhistorische Einordnung ausführlich darzustellen, führt hier und jetzt zu weit, gehört in die Vorarbeit und Einleitung zu dem großen Werk, das hier vorgeschlagen wird; doch auch an wenigen Beispielen, die jeder aus eigener Erfahrung mehrt und bestätigt, lassen sich Elemente, Mittel und Motive dieser Soldatensprache deutlich umschreiben.

Man glaube aber nicht, daß eine solche wissenschaftliche Behandlung eine Verwässerung hohen Soldatengeistes sei oder eine Herabwürdigung großen Gefühls . . . im Gegenteil, sie lehrt im Ausschnitt sprachlicher Betrachtung erkennen, welche förderlichen und fortbildenden Sprach- und Kulturwerte der scheinbar so harte und kulturlose Beruf des Soldaten auf abliegendem Gebiete schafft. Ja, es wäre denkbar und nicht nur für Volks-, sondern erst recht für Völkerpsychologie wertvoll, wenn solche Untersuchung durch eigene Kenntnis, durch Befragung von Gefangenen oder durch Forschung fremder Gelehrter, jetzt oder in späteren Zeiten, auf die anderen kriegführenden Völker ausgedehnt würde; Material an Gefangenen wie an Ausdrücken gäbe es genug. Es ergäbe sich eine lehrreiche Vergleichung, die auf die künstlerische Eigenart wie auf den Charakter, die Weltbetrachtung der einzelnen Nationen helles Licht würde. Und zugleich wäre diese Arbeit ein Zeichen der weiterarbeitenden, zukunftsberreitenden Wissenschaft, die doch, weit entfernt von schädlichem, törichtem, weil übertriebenem Internationalismus, voll zurückhaltenden Stolzes es ablehnt, etwa durch eine Hintertür irgendwelchen allzuweichlichen, falsch begonnenen und hastig fortgeführten „weltbürgerlichen“ Bestrebungen Eingang zu verschaffen.

Aus solchen allgemeinen Ausblicken erklärt sich das Interesse, das die Gesamtheit an der Soldatensprache haben müßte, in der, genau wie in der Weltanschauung, sich Ethik und Kultur, Gesinnung und Gesittung, „der Geist

der Nation“ widerspiegeln. Im besonderen läßt sich Rahmen und Inhalt der Aufgabe schärfer umreißen, wenn wir jetzt den Elementen uns zuwenden, aus denen Werden und Wesen der Soldatensprache emporkwuchs.

Wir alle wissen und erleben es täglich an unserer eigenen Beschäftigung, daß neue Bedürfnisse sich neue Lebensformen und neue Werkzeuge auf allen Gebieten schaffen. Was von der Technik gilt, gilt auch von der Sprache; der schöpferische Geist des Menschen schafft als Notbehelf wie als Gebrauchsmittel die Worte, die sein Wollen zum Ausdruck bringen. Zunächst eine Möglichkeit der Verständigung, ein Kenn- und Geheimzeichen für wenige, werden sie bald Werkzeuge des Alltags; sie, die früher Eigenheit eines Standes oder Berufs waren, gewinnen jetzt fruchtbares Leben und werden, weil sie am reinsten das Lebensgefühl einer Epoche ausdrücken, Gemeingut der Nation.

In unseren Tagen ist es die Sprache des Soldaten, die über die Grenzen der Fachsprache eindringt in das Gesamtleben der Sprache und des Volkes; nicht nur in dem Sinne, daß unser Denken und Sprechen unwillkürlich von ihrem Leben gefärbt wird; nicht nur darin, daß unsere Bildlichkeit sich an ihr sättigt, unsere Vergleiche und Gefühle täglich daraus Anstoß, Nahrung, Bewegung empfangen, sondern vor allem darin, daß die Ausdrücke, die der Soldat sucht oder schafft, uns nicht wie Schaustücke des Museums oder aufgebahrt in den Särgen der Grammatik anmuten, sondern wie ein wahrhaftes Zeugnis der Zeit, gezeugt aus unmittelbarer Berührung mit dem Leben, da wo es dem Tode am nächsten ist. Und mit selbstverständlicher Gewalt bohren sie sich uns in Herz und Hirn ein, als vertraute und liebgewordene Begleiter unseres Daseins.

Wenn sie aber erst gesammelt sein werden und es möglich sein wird, aus dem ungeheuren Material Folgerungen zu ziehen für die seelische Stimmung ihrer Schöpfer, für die geistigen und künstlerischen Kräfte der Zeit, die der Wortschöpfung zugrunde lagen, dann wird sich auch zeigen, wie vielfältig die Elemente sind, aus denen sich diese altneue Sprache aufbaute, und wie lebensfähig und spannkraftig sie sich den veränderten Verhältnissen anpaßte. Man wird dann erkennen, wie Land und Leute, die weite Welt, in die der deutsche Soldat durch diesen Krieg hineingewirbelt wurde, weitab von der Heimat, seinen Horizont bereichert, seinen Sprachschatz beeinflusst hat. Aus dem polnischen Wärschmasch oder orientalischer Fremde, aus österreichischer Brudersprache oder dem Völkergewimmel der verbündeten Monarchien fließen ihm Anschauungen und Begriffe zu, die er als Sprachgut in sich aufnimmt und ummodelliert. Dabei steht er nicht nur als schaffendes Subjekt da, dem zur rechten Zeit die Worte für Begriffe sich einstellen, sondern auch als Objekt, das die Einwohner eroberter Gegenden, vom Feinde ganz zu schweigen, nach Außerlichkeit oder Wesen zu charakterisieren suchen. Solche Ausdrücke gelten nicht bloß der einzelnen Truppengattung (wie Pruf mit dem Brett für Man, mit der Kartoffel für Artillerist), sondern auch für den deutschen Soldaten im Unterschied zu seinem Bundesgenossen. Liegt

nicht eine Welt von Anschauung darin, daß im Osten der österreichische Soldat als Herr „Servus“, der deutsche als Herr „Morjen“ bezeichnet wird; es sind zwar nur Grußformen, aus denen das Volk den Unterschied empfunden hat, aber man sieht hinter dem „Servus“ das höfliche weiche „Hab' die Ehr“ auftauchen, hinter dem „Morjen“ das härter gefügte, starrere, aber auch stärkere Wesen des Preußen sich erheben — Welten, die verschieden sind, aber sich gut ergänzen in gemeinsamer blutiger Arbeit.

Aber diese Ausdrücke, die den Soldaten als Objekt umfassen, sind geringfügig gegenüber der Fülle von Worten, die der Soldat selbst schuf, neu- oder umbildete, bewußt oder unbewußt von Motiven bestimmt, aus deren vielfädigem Gewebe wenigstens einige herausgegriffen seien.

Zunächst ist es der Drang nach Verständigung, der sich nach zwei Richtungen wendet. Auf der einen Seite entstehen aus den verschiedenen Dialekten desselben Volkes oder aus der Berührung mit den verbündeten, anderssprechenden Truppen neue Wortgebilde, auf der anderen Seite bringt der Versuch, mit den fremdsprachlichen Angehörigen feindlicher Staaten sich auseinanderzusetzen, Ausdrücke hervor, die oft mißverstanden, aber nicht mißverständlich der selbtherrlichen Sprachgewalt des Soldaten ihr Dasein verdanken. Mit eigenwilliger Ableitung, durch Gleichklang, durch Hörfehler, durch Volksetymologie werden alte, eigene und fremde Worte zurechtgestutzt, zusammengefaßt, bis das neue Wort da ist, allgemein verständlich, bei Freund und Feind gleich gebräuchlich. Werkzeuge des täglichen Lebens, Verkehrsmittel, Personen unterliegen dieser Verwandlung, die aus der Not eine Tugend macht; nur am Anfang, nur auf der untersten Stufe des Verkehrs gebraucht der Soldat die pantomimische Verständigung, dann tritt Schulkennntnis, Wörterbuch, mitunter in mißverständlicher Umdeutung, ein, modellt die Worte um — das alles verstärkt und befestigt durch tägliche Wiederholung in Fordern und Feilschen, in Gebrauch und Bedürfnis. Und der Kulturhistoriker noch mehr als der Sprachforscher wird in späteren Zeiten an manchen Worten, die dann selbstverständlich, verblaßt, ins allgemeine Leben übergegangen sind, ablesen können, welche Länder der Soldat betreten, und wie die Vielfarbigkeit dieses Weltkriegs, der keine Grenzen kennt, auf Sprachempfinden und Sprachschatz abgefärbt hat; nicht nur die Sprachgeschichte, sondern auch die Sprachgeographie wird daraus Stoff und Belehrung gewinnen.

Neben diesem Zwang und Wunsch der Verständigung, der aus dem Verkehr von Freund und Feind Elemente und Motive schöpfte, tritt der Drang, die Geschehnisse zu vereinfachen. Ein verwickelter Vorgang, eine komplizierte Maschine, das Vielerlei von technischen Handhaben und Einrichtungen sucht man auf eine Formel zu bringen, das Außergewöhnliche, fast Wunderbare — was psychologisch begreiflich und menschlich verständlich ist — durch Ausdrücke aus dem täglichen Leben, aus eigenem, engeren Horizont sich näher zu bringen, so daß ihre Größe dadurch zwar nicht verkleinert, aber doch vertrauter wird, ihre

Gefahr geringer erscheint. In diese Rubrik fallen etwa alle Versuche, das Geschöß in seinen verschiedenen Wirkungen und Formen durch Namen, Personen oder Ausdrücke aus dem eigenen Gesichtskreise zu ersetzen. Ein Stück Selbstverspottung spielt mit hinein, wenn der „Schipper“ seinen Spaten als „Teelöffel“ bezeichnet; reiner tritt das Empfinden in einer Anzahl von Ausdrücken hervor, die teilweise schon im Frieden gebraucht, doch erst durch den Krieg lebendige Fülle und reiche Ergänzung erfahren haben. Da erscheinen neben den Ausdrücken für das Gewehr wie „Knarre“, „Kuhfuß“, oder zärtlich-sehnfüchtiger „meine Braut“, das „Butterfaß“, das sowohl Mine wie Schrapnell bedeutet, das „Parfum“ als Pulver der Gewehre, der „Tabak“ als Pulver der Kanonen, „das schwarze Schwein“ oder ästhetischer „der schöne Blumentopf“ als Granate (auch der „Spielball“ genannt). Die Bomben des Fliegers, den die Soldatensprache als „Karl“, seinen Begleiter als „Franz“ kennzeichnet, Beinamen, aus denen dann Zeitworte wie verfranzten und verkarlen weitergebildet werden, werden „als Eier gelegt“, mit denen der Feind in lieblicher Unheimlichkeit „beast“ wird. Oder, um auch größeren Objekten sich zuzuwenden: die bekannten Mädchennamen erscheinen, die „schlanke Emma“ oder die „dicke Marie“ für die 30,5-Centimeter-Mörser, oder die gefeiertste von allen, die „dicke Berta“, zu deren Taufe noch viele andere Namen bemüht worden sind, bis zur musikalischen Bezeichnung der „deutschen Zaubersflöte“ hinaus; oder, um noch einem männlichen Wesen das Wort zu gönnen, „der große Moritz“, der im gewöhnlichen Leben als Minenwerfer sein Spiel treibt.

All diese Bezeichnungen, von denen nur einige plastische herausgesucht wurden, knüpfen an auffallendes Aussehen oder besondersartige Eigenschaften des beschriebenen Objekts an; andere bedienen sich des Wortspiels und entstellen absichtlich den fremden Ausdruck durch Umwandlung in eigenes Sprachleben. Bouletten für Epauletten, Portemonnaie für Portépee, „Puzle nicht“ oder noch respektloser „Bulle mit Sprit“ für pour le mérite sind solch volkstümliche Proben, denen aktuelle Verdrehungen des Kriegs wie Chinesenkompanie statt Genesungskompanie angereicht sein mögen. Freilich ist aus der Abkürzung dieser Truppe: G.-K. mit liebevoller Saftigkeit auch die schöne Bezeichnung „Geisteskrankenkompanie“ geprägt worden — wie überhaupt Abkürzungen, die die vereinfachende Notwendigkeit militärischer Schnelligkeit braucht, solche Verdrehung begünstigen, von den Deutungen an, die das D. U. (Dienstuntauglich) als Düsseldorfener Ulan usw. erfährt, bis zum Garde-Reservekorps, das wegen seiner Tätigkeit auf allen Kriegsschauplätzen den Namen des Garde-Reservekorps bekommen hat.

So werden Worte ohne Absicht, ohne Urteil, nur zum Zwecke der Verfinnbildlichung, oder in tendenziöser Zuspitzung gebildet. Da spielen Humor, Spott, Satire in tieferer Bedeutung mit hinein; da entläßt sich Haß und Liebe, aber selbst durch stärkste Verhöhnung des Feindes leuchtet ein Stück Gutmütigkeit hervor, gemischt mit Selbstvertrauen und zuversichtlicher Überlegenheit, aber auch häufig

mit einer Achtung, die „drüben“ in Feld und Haus nicht immer da ist. Trotz alledem bilden freilich die Eigenschaften des Feindes, seine körperliche Beschaffenheit, seelische und geistige Mängel, Außerlichkeiten des Wappens und der Haltung Fundgruben für die behende, angriffslustige Phantasie, die sich wie mit der Waffe so auch mit Wort und Wiß am Gegner reibt.

Aber auch die eigenen Truppen verschont der Wiß nicht; die Erfindungslust, die sich überall zu helfen weiß, die im Wirtschaftsleben neuer Lage sich anpaßt, im Schützengraben das Leben so bequem wie möglich und so sicher wie nötig gestaltet, spiegelt sich auch im Kleinen in den Ausdrücken wieder, mit denen der Soldat die Angehörigen aller eigenen Truppengattungen in oft sehr charakteristischer Weise, mit einem Worte vielsagend, belegt. Was in Friedenszeiten schon selbstverständlich war, daß man die Truppen mit allerlei Ersatznamen kennzeichnete, die aus ihrer Eigenart und besonderen Beschäftigung hervorgegangen waren, steigert sich in Kriegszeiten, in denen gemeinsame Gefahr, der Ernst des Zieles solche Gefühle begünstigt und hervorruft; daß dabei Spottlust und Anerkennung sich nicht ausschließen, im Gegenteil, nach dem Sage: „Was sich liebt, das neckt sich“ höchste Verehrung für Gattung oder einzelne, sich gern im Spitznamen, in allerlei Formen der Abkürzung, in der Um- und Verdrehung zeigt, ist ebenso selbstverständlich wie die Tatsache, daß diese Fachausdrücke, die im Frieden eigentlich nur den Soldaten angingen, jetzt Teilnahme und Verbreitung im ganzen Volke finden.

So häufen sich im Durcheinander die Motive, denen etwa der nach Ursache und Umfang begrenzte Gedanke der Sprachreinigung an die Seite treten mag. Damit ist diesmal nicht der Eindeutschungsprozeß gemeint, den der Soldat aus dem Drang nach Verständigung und Vereinfachung willkürlich unternimmt, sondern der grundsätzliche Versuch, die Sprache möglichst rein zu gestalten — ein Versuch, bei dem man nicht nur die Mißerfolge buhen und verspotten, sondern auch den Drang und Weg durch zügelnde oder treibende Mitarbeit unterstützen soll; nur so kann in positiver Kritik Richtiges und Unrichtiges, Bleibendes und Verfehltes gesondert werden. Große Geltung kann dieses Motiv übrigens deswegen nicht gewinnen, weil die militärischen Ausdrücke doch zunächst Fachsprache sind. Diese können wohl für den persönlichen Gebrauch und unbewußt durch Soldatenmund umgedeutet, nicht aber in bewußter Veränderung umgewandelt werden, wenigstens nicht solange der Krieg noch andauert und Überlieferung wie Erziehung auf diesem Gebiet eine Reihe von engumschriebenen, nur so verständlichen Bezeichnungen festgelegt hat. Eine noch geringere Rolle spielt für den Prozeß sprachlicher Neubildungen das rein menschliche, man könnte sagen „euphemistische“ Gefühl, das darin besteht, eine peinliche, unangenehm empfundene Sache durch einen würdigeren Ausdruck zu ersetzen: hierher gehören etwa die Erörterungen über die Worte „Invalide, Krüppel“ und der Versuch, dafür ehrenvollere und doch zugleich kennzeichnende Ausdrücke zu prägen.

Mit der Aufzählung solcher Motive soll jedoch nicht die Möglichkeit bestritten werden, daß noch eine Reihe anderer Seelenregungen und Bedürfnisse sprachschöpferisch mitgewirkt haben; hier kommt es nur darauf an, mit einigen Beispielen Wert und Recht dieser Gedankengänge in den Zusammenhang mit der Zeit zu rücken; die ganze Mannigfaltigkeit der Gründe und Grundlagen wird erst klar werden, wenn Berichte der Schöpfer oder über die Schöpfung solcher Worte vorliegen werden, soweit das alles noch erkennbar ist und nachgezeichnet oder nachempfunden werden kann. Dann werden wir einen tiefen Einblick in ursprüngliches und verwickeltes Denken einer Masse, eines Volkes und zugleich in das Leben der Sprache gewinnen, wie sie neue Dinge angefaßt, neue Gebiete sich erobert hat. Aber für unsere Hinweise auf die Bedeutung und Stellung der Soldatensprache mag diese allgemeine Psychologie genügen, die aus dem Material schöpft, ohne es vorzulegen, und jederzeit, wenn erst die allgemeine Aufmerksamkeit auf diese Vorgänge sich richtet, aus dem Material bestätigt werden wird. Ist dies doch reich genug, um uns neben dem Einblick in die Motive auch einen Blick in die Mittel, Wege und Formen zu gewähren, in denen sich die Wort- und Sprachbildung des Soldaten vollzieht

Es ist eine Lust zu leben, heute, in großer Zeit, wie es jetzt eine Lust ist, dem Tode ins Auge zu blicken; wer aber lebt, der erlebe auch die Zeit nach seiner Fähigkeit, in ungemessener Hingabe, er erlebe sie durch Arbeit, auf welches Gebiet ihn Lage und Anlage gestellt hat. Ein kleiner Beitrag, vom Geiste gegeben, dem Geiste geweiht, der die Gegenwart beherrscht, sollen diese Anregungen sein, ohne ästhetische Abwägung, ohne historisches Urteil, nur aus der Ehrfurcht geboren vor dem Sinn der Zeit und dem Werden der Zukunft.

